

BUNTE WELT

Nr. 2

Unterhaltungsbeilage

1937

Fritz Rosenfeld: Das glühende Blut

Die Kerzen im Zimmer des Mandarins Kwang-Si-Teng flackerten. Ein eisalter Wind schlich auf leisen Hauttierpfoten durch den Palast, drang unaufhaltbar durch alle Fugen des Gehäuses, fraß sich in die Glieder, biß die Knochen auf und fuhr ins Mark. Wenn Kwang-Si-Teng die Augen schloß und die Finger verkrampfte, spürte er ihn im Herzen.

In kupfernen Kesseln glühte Kohle, die Feuer knateten und knisterten, aber sie wärmten nicht. Kwang-Si-Teng hielt seine halberstarrten Hände über ihren wehenden Atem. Da war es, als wüchsen sie ihm aus, als verankerten sie ihre Wärme irgendwem und irgendwohin, nur nicht ihm. Die Hände Kwang-Si-Tengs krochen in die weiten Ärmel seines Kleides. Er rief die Diener und ließ die lothenden Kessel aus dem Zimmer tragen.

In der Stunde der Dämmerung meldete Kwang-Si-Tengs Haushofmeister den Arzt Su, der den Mandarin jeden Morgen und jeden Abend besuchte.

Kwang-Si-Teng blickte Su aus strengen und kalten Augen an. Die Seele war in diesen Blicken längst erfroren.

„Sag mir die Wahrheit,“ forderte der Mandarin. „Ich sterbe hier, ich erfriere langsam, der Frost nistet in meinem Blut und verzehrt es. Gibt es keine Hilfe?“

„Frost im Blut,“ wiederholte der Arzt, langsam. Er schwieg, die Stirn in Falten. Er blickte auf seine Hände, schmale, magere Greisenhände.

„Gibt es ein Mittel?“

Su nickte. „Ein einziges Mittel,“ sagte er. „Glühendes Blut. Blut, das brennt. Ein Tropfen, in die Adern eines Menschen gegossen, der erfriert, taut alle Lebenskräfte wieder auf.“

„Glühendes Blut?“ fragte der Mandarin tonlos. Er senkte die Augen. Dann erwaachten seine Blicke wieder, sie wurden hell und klar. „Wer hat glühendes Blut?“

„Nicht viele Menschen haben glühendes Blut,“ sagte Su langsam. „Nur jene, die das Leben noch vor sich liegen sehen und dennoch glücklich sind. Menschen, deren Lachen wie die Sonne ist: ein großer Glanz, und gesegnete Wärme.“

Ein Schwärmer, ein Narr, dachte der Mandarin. Su hat in seiner Jugend Gedichte geschrieben. Anfinn ist, was er redet.

„Nur ein Tropfen,“ fuhr der Arzt fort. „Doch er muß freiwillig geschenkt werden. Er darf weder mit Geld gekauft noch mit Gewalt geraubt sein. Geld und Gewalt nehmen dem Blut seine Kraft. Es erkalte, erfriert.“

Anfinn, dachte der Mandarin, als er bereits auf seinem Lager ruhte, viele Stunden später. Glühendes Blut? Alles Menschenblut ist warm —

Er schlief nicht in dieser Nacht. Zu viele Gedanken jagten durch seinen Kopf. Er dachte an alle Menschen, die er kannte. Wer hatte das Leben noch vor sich, und war dennoch glücklich? Seine Freunde waren alt, wie er, ausgebrannt, wie er, in ihrem Lachen war kein Glanz und

keine Wärme, sie maßen das Glas Wein, das sie tranken, sorgsam nach der Vorschrift des Arztes, sie hielten am Feuer, sie flohen in ihren schlaflosen Nächten zu Büchern, sie kauften für Gold und Silber Worte, von denen sie Trost hofften. Seine Diener, seine Soldaten? Die Beamten, die ihm unterstanden? Sie zitterten vom Aufgang der Sonne bis Mitternacht vor seinen Befehlen, vor ihnen lag nicht das Leben, vor ihnen lag der Hunger, der Frost, der Tod.

Suchen, dachte der Mandarin, man muß suchen. Das Reich ist so weit, die Erde so groß, es muß Menschen geben, von denen das Leben sich breitet wie ein unbefruchteter Berg, und die doch lachen mit dem Glanz der Sonne.

Am Morgen zog Kwang-Si-Teng einen einfachen, schwarzen Mantel über sein seidenes Kleid und verließ ohne Gefolge seinen Palast. Frost toucht aus der Erde, kroch an seinen Weinen hoch, umflammerte sein Herz. Langsam ging er, wie im Traum, und es war, als lebten nur seine Augen.

Er sah Straßen, wehende Bimmel mit grellen Schrifteichen über den Läden, er kam auf den Markt. Menschen standen um einen winzigen eisernen Herd, auf dem ein Händler Reis und Fleisch kochte. Hungrige Augen hingen daran, hungrige Hände streckten sich nach den kleinen Holzschalen mit dem dampfenden Reis, nach dem in schmale Streifen geschnittenen Fleisch. Kwang-Si-Teng betrachtete sie lange, die Käufer und den Händler. Der Händler? Er hat schlechte Augen, gierige Augen, er greift hastig nach den Münzen, nicht eine Schale Reis würde er verschenken, auch wenn ein Mensch verhungert. Wer kein Herz hat, kann nicht glücklich sein. Und die um seinen Ofen standen, mit den hungrigen Augen? Wie kann ein Mensch glücklich sein, der fürchtet, daß die Hand des Hungers ihm die Kehle zuschnürt?

Kwang-Si-Teng kam in die Straße der großen Kaufhäuser. Hinter leuchtenden Scheiben lagen die Herrlichkeiten des ganzen Reiches: Seide, Ringe, Armreifen, Halsbänder, Schalen aus Gold und Kellern aus Silber, kleine Schränke aus Ebenholz und Geräte aus Jade. Junge Frauen standen vor den Läden, in kostbare Kleider gehüllt, von einer Schar schweigender Dienerrinnen begleitet. In ihren Augen sah Kwang-Si-Teng Unrast und Argwohn, Unfreiheit und Verchlagtheit. Ihr Blick hat heute diese Seide berührt, und sie werden nicht lachen, ehe diese Seide ihnen gehört. Ihr Auge ist heute über dieses Armband geglitten, und das Blut wird ihre Schläfen sprengen, wenn sie das Armband morgen im Hause ihrer Freundin wiederfinden. Wer an den Dingen hängt, ist nicht frei und hat Furcht, sie zu verlieren. Wer aber fürchtet, kann nicht glücklich sein.

Vor dem Laden eines Wechslers lagen kleine Berge von Münzen. Der Wechsler, ein dicker Mann mit roten, leuchtenden Wangen, stand neben seinem Tisch, die Hände über dem Bauch gefaltet. Sein Lachen war wie Sonne. Aber der Glanz dieser Sonne war falsch. Er betrug seine Kunden, dachte Kwang-Si-Teng.

Doch wer betrügt, kann nicht glücklich sein, denn aus Betrug wächst Angst, und über die kurze Freude fällt der Schatten des Genkers.

Kwang-Si-Teng kam zu einem Platz, auf dem Kinder spielten. Er näherte sich ihnen, er ergriff die Hand eines kleinen Knaben. Das Leben liegt vor ihm, dachte Kwang-Si-Teng, und er ist glücklich im Spiel mit seinen Knaben. Aber das Kind wich zurück. Es erschraf. Was will der fremde Mann in dem schwarzen Mantel, mit dem schmalen Bart, der im Binde zittert? Kwang-Si-Teng wollte das Lachen des Knaben hören, er griff in die Tasche und holte eine Münze hervor. Da erinnerte er sich: er darf das glühende Blut nicht kaufen. Er warf eine Hand voll kleiner Münzen in den Sand und ging weiter. Das Kreischen der Kinder, die sich auf die Geldstücke stürzten, lief hinter ihm her.

Der Mandarin ging vor die Stadt hinaus. Felder umringten sie mit einem breiten, braungrünen Gürtel. Bauern neigten sich tief über den halbreifen Reis, sie standen bis zu den Knien im Wasser. Ihre Hüften hatte der Sturm zerfetzt. Die Dächer waren abgerissen, Kwang-Si-Teng blickte in die Stuben. Hausat aus billigem Holz, Tonschalen mit ausgebrochenen Mändern, Kleider, die siebenmal geflickt waren — Schmutz und Scherben. Kwang-Si-Teng betrachtete die Bauern. Hinter ihnen stand der Hunger, groß und grau wie der Himmel dieses Tages. In ihren Adern konnte kein glühendes Blut fließen, nur ein träger, kalter Strom — wie Tränen.

Der Abend sank. Auf einer Brücke, die vom Ufer eines Teiches zu einer kleinen Insel führte, stand ein junger Mann. Ein junges Mädchen stand neben ihm. Beide wandten ihre Gesichter zu den Sternen und schwiegen. Lange standen sie so, stumm und glücklich. Als sie gingen, schritt Kwang-Si-Teng ihnen nach. Wer schweigt, ist in Frieden mit der Welt vertrieben, dachte Kwang-Si-Teng; und wer den Mantel des Friedens trägt, ist glücklich. Vor dem Hause des Mädchens nahm der junge Mann Abschied; er legte die Hand auf sein Herz und verneigte sich tief. Der Mandarin folgte dem jungen Mann, näherte sich ihm und sprach ihn an.

„Einen Tropfen deines Blutes — nur einen Tropfen,“ sagte er, und das erlitten in seinem langen Leben klangen seine Worte wie eine demütige Bitte.

Da sah er in das Antlitz des jungen Mannes und verstummte. Es war bleich wie der Mond an einem nebeligen Herbstabend, und liefe Schatten lagen um die Augen. Der junge Mann sah den Mandarin fest und ernst an.

„Ich liebe Yang,“ sagte er. „Aber der Vater zwingt mich, die Tochter des reichen Kaufmanns Ping-Tao zu heiraten. Unheil liegt über unserer Liebe, darum schweigen wir. Verzweiflung zerfleischt unsere Herzen, darum können wir nicht sprechen. Du willst einen Tropfen meines Blutes? Schneide meine Adern auf, ich laß gern all mein Blut verströmen.“

Kwang-Si-Teng senkte den Kopf. Mit einer Gebärde, die um Verzeihung bat, öffnete er die Hände. Der junge Mann ging weiter.

Erst als er erschrocken war, setzte auch Kwang-Si-Xeng seinen Weg fort.

An der Mauer einer Pagode lag ein Bettler in geklumpten Kleidern. Er hat nichts, um das er fürchten müßte, dachte Kwang-Si-Xeng, und er ist noch nicht so alt, daß nicht noch ein Stück Leben vor ihm läge. Der Mandarin wendete den Bettler. Der Bettler erschrak — er sah unter dem Mantel Kwang-Si-Xengs einen Streifen des seidnen Kleides. Er erhob sich, verneigte sich, sah von unten mit einem fahlen, kalten Lächeln zu Kwang-Si-Xeng empor.

„Bist du glücklich?“ fragte der Mandarin. Der Bettler dachte nach. Ein hoher Herr will in der Bekleidung eines einfachen Mannes das Denken der Menschen erforschen, die er regiert, sagte sich der Bettler. Er wünscht in seinem Herzen, daß sie glücklich seien.

„Ich bin es,“ sagte der Bettler. Er schielte zu Kwang-Si-Xeng empor. „Allerdings bin ich es erst von dem Tage an, an dem ich beschloß, auf alle Reichthümer der Erde zu verzichten. Als ich noch jünger war, träumte ich von Macht und Glanz, von einem schönen Haus und von Frauen. Heute . . .“ Der Bettler wies mit der

Hand auf seine Lumpen. „Jetzt fließt mein Blut langsam,“ fuhr der Bettler fort. „Ich bin noch nicht alt an Jahren, aber alt im Herzen.“

Kwang-Si-Xeng gab dem Bettler eine Münze. Er zog den Mantel enger um sich. Ein Tag ist vorüber, dachte er. Ein einziger Mensch sagte, er sei glücklich; und dieser einzige Log, um sich ein Geldstück zu erscheideln.

Auch in dieser Nacht konnte Kwang-Si-Xeng nicht schlafen. In den Adern der Menschen glüht das Blut nicht mehr, es rollt träge, wie ihre Tage dahinrollen, ohne Sonne, ohne Lachen. Und die Tiere? Die Blumen? Ueber dem nächtlichen Wald liegt eine ungeheure Wolke von Angst und von Sterben, der Tiger packt das Reh, der Adler den Specht, und selbst aus dem Meere steigt der stumme Schrei der Todesfurcht auf: hinter Schwärmen von Fischen jagt mit glühenden Augen der Hai. Wind fährt durch die Blüten und zerfetzt ihre Blätter, die Bäume stehen nackt und kahl und ihre Äste sind eine einzige erstarrte, gefrorene Klage. Gibt es noch einen Tropfen Blut, der nicht erstarrt, gefroren ist in der ewigen Angst vor dem Tode? —

(Schluß folgt.)

Näher und näher rückt das Verderben, rüden Krieg und Wuth und Untergang. Gewaltlosigkeit und noble Gesinnung kam unter die Räber und Mars regiert die Stunde, ein sehr schmutziger und gemeiner Mars. Du, mein lieber Pida, hast nie etwas gewußt von den niedrigen Händeln dieser Menschengeneration, du hast es nur geahnt in deiner Scheuheit und Verschlossenheit, die nur ganz wenigen Ausgewählten Zugang zu deiner schweigenden, Schweigen heischenden Seele gewährte. Du hast mit dieser entarteten Epoche möglichst nichts zu tun haben wollen. Das war der eine höhere Sinn, den dein schlüchtes Stater-Dasein für mich gehabt hat.

Aber noch ein anderes Wunder ward mir durch dich und dein Dasein erschlossen. Und wiederum muß ich mich des Schönen: nicht dich beträueren ich, sondern das Symbol meines Hauses, das Heimchen am Herd, den Feingehalt der Gemeinschaft, in der ich lebe. Voll Staunen habe ich erst durch deinen Tod wahrgenommen, wie sehr der Geist einer Gemeinschaft eine Einheit ist und sogar die Kreatur des Tieres erfasst. Du hast dein Leben gelebt, indem du vollkommen unser Leben lebst, Geist von unserem Geiste wurdest, so klar und so konzentriert, wie es nur der schlichten Einfachheit des Tieres gelingt und nie und nimmer der tinselzügeligen Art des Menschen. Du hast dein Leben gelebt zugleich mit meiner kleinen Tochter Eva, die fast auf den Tag genau so alt wie du, deine Gefährtin durch alle acht Jahre war, dir gleich in Wesen und Charakter: von Heiterkeit erfüllt und doch scheu, liebesbedürftig und doch nicht mittelmäßig, gleichgültig gegen Schokolade und Kuchen, aber selig Schokolade und Kuchen genießt zu bekommen, weil Schenken Liebe ist, doch wird sie es nie sagen, nie verlangen . . .

Nächst hatten wir Besuch: die kleine Renate und eine kleine Kage. Eine andere Welt brach in unsere ein. Renate — stürmisch, offen, augetan, ihr Herz auf den Händen tragend und es jedermann offerierend, der Gebrauch davon machen wollte, ein entzückend lieber kleiner Kerl, der lärmende Liebling der ganzen Welt. Und die kleine Kage — stürmisch, offen, augetan, ihr Herz auf den Händen tragend und es mit lautem Miauen jedermann offerierend, der ihr Butterjimmell und Schinkenlederel darzubieten hatte, ein entzückend lieber kleiner Kerl, der lärmende Liebling der ganzen Welt. Eva und Pida aber waren nirgends, waren verschwunden, hockten abweisend und träumend in irgendeinem Winkel . . . Ach, meine Freunde, ich sage nicht, daß ihr die Besseren oder Glücklicheren seid, sicher nicht die Glücklicheren und vielleicht auch nicht die Besseren, aber a n d e r s seid ihr, anders wartet du, mein Pida, und nicht auf der Heerstraße der Gewöhnlichkeit schrittst du einher.

Glück? In dieser Welt barbarischer Auflösung haben es selbst die sogenannten Erfolgreichen nicht, sie spüren das Niesel und Nutsichen der Sandhaufen, die sie mit prählenden Worten zu schwindelhafter Höhe emporgetrieben haben, und je unruhiger sie werden, desto mehr Unruhe verbreiten sie, desto lauter und prahlender ihr Wort. Du, mein Pida, wartest kein Erfolgreicher, du wartest nur eine arme Kreatur wie wir alle und du hattest nur eines, was mehr ist als der Erfolg: du hattest Würde. Was ich von mir will und was ich von meinem Kinde erwarte, das hast du getan, das hast du uns durch dein Leben vorgezeigt; in einer Zeit, in der man nur durch das gilt, was man agiert, durch das zu gelten, was man ist! Beharrlichkeit der Gesinnung hast du uns gewiesen in einer Zeit, wo nichts beharrlich ist als der Verrat.

Grabrede auf eine Katze

So also hat es mit dir enden müssen, armer alter Freund Pidal Ganz gegen deine Natur war dein Tod. Das Gewalttame, das deinem Wesen allezeit so fremd war, es hat dein Wesen zuletzt vernichtet. Doch noch in dem du fielst, triumpfierte der sittliche Charakter deines Herzens. Wie dein Leben still und leise gewesen war, so starbst du auch still und leise. Keine Sekunde lang brauchst du für den Tod, kein bescheidenster Schmerzenslaut entstieg der Brust, über die im Verglimmen des letzten schönen Sommerabends dieses Jahres das gnadenlose Rad eines Autos hinwegfuhr. Auf mich hattest du vor dem Tod des Armes gewartet, wie allmählich so auch in dieser Nacht. Mit mir wolltest du ins Haus hinein, dir das Haar krauen lassen, ein wenig mit dem Schweiß wedelnd und gefächelt von der schweigenden Liebeserklärung dich auf dein Lager zurücklegen, wie jede Nacht so auch diesmal. O wäre ich nur eine einzige kleine Viertelstunde früher gekommen, o wäre nicht Krähheit in mir gewesen, die mich abhielt, wie ich es vorhatte, schon viel früher einen Besuch zu enden, eine Konversation zu schließen, die nur noch müde dahinplätscherte! Und als ich kam — eine Viertelstunde zu spät — war ich abermals zu träge, mir besondere Gedanken zu machen, daß du just an diesem Abend nicht da warst, mir den letzten Gruß des Tages zu bringen, die letzte Gunit eines freundlichen Herzens. Ruhig und gelassen schlief ich die Nacht durch, indes du bereits den Schlaf der Ewigkeit angetreten hattest. So bescheiden, so unaufdringlich wartest du, daß du mich nicht einmal in dieser einzigen Nacht, deiner Todesnacht, stören wolltest. Nur keine Angelegenheiten, nur kein Aufsehen.

Du starbst, wie du gelebt hattest. Was braucht ein Lebewesen von vernünftigen Prinzipien mehr als sein bißchen Futter und sein bißchen Raum, um irgendwo in einem Winkel, im Schutzhaken, beim Ofenplackerl, auf oder unter einer Decke die Glieder zu reden und zu schlafen und zu träumen? Weniger in der Welt draußen, Ehrgeiz und gewalttätiger Eroberungsstriech? Nein, nicht danach stand meinem Freunde der Sinn. Das ist übliche Klagenart, das ist gewöhnlicher und billiger Muth. Er hatte anderen Ehrgeiz. Er eroberte sich seine andere Welt, eine Welt der Innerlichkeit, und nur der Blick, dieser unmeßbare tiefe Blick seiner Augen-Augen, die ich nie vergessen

werde, Augen, die auch noch ungebrochen waren, als der tote Körper vor mir lag — nur dieser Blick war der Sieg, der von den Geheimnissen seines verschlossenen scheuen Inneren zu uns Menschen nach außen führte. Seine Bescheidenheit war auch Stolz, feuchte Unnahbarkeit, aristokratische Einsamkeit. Aber alles diskret, alles unaufdringlich, ein unerbittlicher Gegner alles Lärmenden, Aufsehenerregenden. Ja, auch mißhat hat er kein Dufendmal in seinem achtjährigen Leben und die Schärfe seiner Krallen, das war wohl nur ein Atavismus aus der Brunntiefe barbarischer Vorzeiten: gebraucht hat er diese Krallen nie. O, er war kein armseliger Schwächling, kein zahnlöser Abstraktpapast, kein blutleerer betrodnetter Philister. Er war ein Gegner jeglicher Gewalt und jeglicher Tyrannei, er war ein Gegner der grellen Effekte, ein Gegner des lärmenden Tages. Doch wenn die Schatten herniedersankten, wenn der linde Hauch des Abendwindes über die Wiesen strich, wenn im Buschwerk Leise die Blätter rauschten, wenn die mondbeglänzte Landschaft zu Abenteuern des Friedens lockte, wenn das Gaubereich der Nacht der Seele Geheimnisse und unerkannte Wunder bot, da erwachte meines Pida Phantasie, da wurde es Tag um ihn und in ihm, da schloß er Freundschaft mit Apfelsblüten und Sternenlicht.

Durch und durch intensiv war er. Nie heischte er Liebe, nie liebte er stürmische Beweise der Liebe. Es genügte ihm, zu spüren, daß man ihn gern mochte, es genügte ihm, im selben Raum zu sein mit dem geliebten Wesen und still daneben zu sitzen. Keine großen Worte, keine großen Gesten, nur ein tiefer Blick, ein leichtes Zusammenpressen der Augenlider — o man verstand sich.

Doch ach, mein armer Pida, fast muß ich mich des bißchen Trauer schämen, das ich dir in dein bißchen Grab nachsende. Was ist denn weiter geschähen, als daß eine Kage gestorben ist? Eine Kage?! Und es sterben jetzt so viele Menschen und vom Himmel fallen nicht wärmende Sonnenstrahlen, sondern Maschinengewehrkugeln, die die Leiber von Frauen und Kindern zerfetzen. Was ist da schon der Tod einer Kage? Doch ich weine weiter um dich und schäme mich noch mehr: denn vielleicht weine ich gar nicht deinetwegen, sondern um des Prinzips willen, das wir mit dir zugleich begraben, den Würmern preisgegeben scheint.

Menschen im Hotel vor - 500 Jahren

Ein kulturgeschichtlicher Streifzug von Rudolf Steiner

Reisen ist heute ein Begriff geworden, mit dem sich die Vorstellung von Annehmlichkeit und Vergnügen verbindet. „Dienst am Kunden“ ein Schlagwort, das so recht zeigt, wie die Auffassung im Verkehr der Menschen untereinander sich geändert hat, wobei das sowohl auf das geschäftliche wie das gesellschaftliche Leben zutrifft. Treffen wir heute im Geschäftsleben im allgemeinen auf Verbindlichkeit und Entgegenkommen, so trifft das in erhöhtem Maße auf die Behandlung zu, die der Reisende erfährt.

Aber diese Selbstverständlichkeit, diese Kongruenz hat eine frühere Epoche nicht gekannt.

Unter den vielen Zeugnissen und Dokumenten, die uns Bericht geben über das gesellschaftliche Leben einer vergangenen Zeit, ist der berühmte Brief des Erasmus von Rotterdam, des großen Humanisten und Philosophen, zweifellos das interessanteste und aufschlußreichste. Dieser Brief gibt uns ein beinahe erschöpfendes Bild davon, wie es mit der Gastlichkeit im Europa des 15. Jahrhunderts bestellt gewesen ist.

Als feststehendes Gebot der damaligen Zeit galt es, daß die Wirte den Reisenden gegenüber sich der größten Zurückhaltung zu befleißigen hatten. Es war ihnen verboten, ihr Haus anzupreisen, den Fremden anzuladen usw. Aber lassen wir den Erasmus selbst zu Worte kommen:

„... Kommt einer an, so grüßt ihn niemand. Es soll nicht ausseh'n, als ob sie zu viel nach den Gästen fragten. Man kann sich die Lunge aus dem Halse schreien, ehe jemand hört. Nach auslösem Worten öffnet sich endlich eine Tür und eine untörichte Stimme fragt nach deinem Begeh'r. „Gibt es ein Nachtquartier? Ein gnädiges Nicken ist die Antwort. Die Frage nach dem Stall wird mit einer Handbewegung beantwortet. Man muß sein Pferd selbst hinführen, für Sireu und Futter sorgen, der Knecht rührt keine Hand. So wie du bist, wie du gehst und steht, mit deinen schmutzigen Stiefeln, den nassen Kleidern und deinem Mantelrad betriffst du die allgemeine Wirtsstube. Hier kannst du deine Stiefel ausziehen, dein Hemd wechseln, deine Kleider trocknen. Die andern genießen sich nicht. Da wäscht sich einer, dort lauft sich einer, ein andrer kamm't sich, Waschwasser steht bereit, ein großes Becken zur allgemeinen Benutzung. Aber es ist so schmutzig, daß man es selber waschen möchte. Die Wirtsstube ist voll von Menschen verschiedenster Art: Da bemerkt man Handelsleute, Schiffer, Schüler, Fuhrleute, Weiber und Kinder, alles drängt sich durcheinander.“

In so einem Hotel mußte eben jeder abstreiten, gleichgültig, ob er ein Landstreicher oder ein geistlicher Herr war, der sich sonst von seinen Dienern in der Sänfte tragen ließ. Wo ihm nicht zufällig ein Kloster oder eine Burg Gastfreundschaft, so mußte er mit der Herberge vorlieb nehmen. In einem Züricher Beschluß aus dieser Zeit heißt es sogar: „Daß es einem Bürger wohl erlaubt sei, einem fremden guten Freund in seinem Hause Gastfreundschaft zu gewähren, daß er ihn aber nicht gastfrei halten dürfe.“ — Angesichts der Verschiedenheit der Gäste gab es nicht selten Streitereien, die oft zu Manfereien mit tödlichem Ausgang ausarteten. Die Behörde hatte darüber ihre bestimmten Ansichten — sie bekämpfte solche Auswüchse energisch — wie eine Verordnung aus dem Jahre 1341 befragt:

„Jedlicher Wirt, wenn der Gast in sein Haus kommt, soll ihn heißen, sein Messer vor ihn zu legen. Tut er's nicht, soll er ihm wieder zu essen noch zu trinken geben.“

Aber lassen wir Erasmus weiter von seinen Eindrücken berichten:

„Kommt du nachmittags um vier an, wirst du vor abends acht oder neun nichts zu essen haben. Denn es wird erst angerichtet, wenn die Wirtsstube voll von Gästen ist, damit nicht die ewige Lauferei sei. Jetzt taucht der dienstbare Geist auf und zählt die Schar der Gäste. Ueber die groben Holztische breitet er reine Segeltücher, dann setzt sich alles in bunter Reihe. Reich und arm, Herr und Knecht, hier gibt es keinen Unterschied der Stände, immer acht sitzen an einem Tisch. Der Bedienstete bringt die hölzernen Teller und Löffel und einen gläsernen Krug mit Wasser, dazu einen Laib Brot. Es dauert eine Weile, ehe das Mahl angerichtet ist. Die Schüsseln werden mit großem Gepränge aufgetragen. Erst gibt es eine Brotsuppe, dann Geflücht mit allerhand Gewürzen, einen Hirsebrei und zuletzt einen Braten. Wenn alle gespeist haben, erscheint der Wirt und erkundigt sich, wer noch Hunger habe. Wein wird gebracht und Käse. Und dann saufen alle, was das Zeug hält.“

Spielleute und Galler treten auf und sorgen für Kurzweil. Das dauert bis in die tiefe Nacht. Endlich erscheint der dienstbare Geist wieder und präsentiert die Rechnung: Eine große Schieferplatte, auf der so viele Kreise eingekreist sind, als Gäste vorhanden. In jedem Kreis steht, was der einzelne für die Speisen und an „Nachgelb“ zu zahlen hat. Alle berapen und der Bedienstete zählt nach, ob es stimmt.“

Diese Vorsicht war am Platze, denn schon damals hat es Rechrerler gegeben. Seit dem Jahre 1521 existierte in Deutschland eine „Wirtshausverordnung“, die bestimmte Preise für Kost und Logis vorschrieb. So kostete ein Mahl mit Fisch und Fleisch zwei Groschen, ein „Nachtfutter“ einen Groschen. Aus einer topographischen Beschreibung zu Beginn des 17. Jahrhunderts kann man ersehen, wie es z. B. mit dem Hotelwesen in Berlin bestellt gewesen ist. Da werden aufgezählt: 19 Gasthäuser ersten und 17 Gasthäuser zweiten und dritten Ranges. In den ersten wird für ein Logis von vier Zimmern im ersten oder zweiten Stock ein Thaler pro Tag gerechnet, für eine Stube im dritten Stock zehn Groschen. Ein Mittagessen mit fünf Gängen stellte sich auf sechzehn Groschen, eine Flasche Bordeaux kostete zehn Groschen, für Champagner wurde ein Thaler und sechzehn Groschen verlangt. Für Staffee mußte man vier, für Tee zwei Groschen bezahlen. In einem Hotel zweiten Ranges wurden für Logis acht und für ein Mittagessen sechs Groschen genommen, für Passanten, die einkehren wollten, gab es nur die Bierbrauereien und die Weinschneppen. Alles Genosse mußte vor her bezahlt werden. Konnte einer nicht sofort bezahlen, so mußte er die Schuld binnen 24 Stunden begleichen, denn sie durfte nicht verzinst werden. Kredit auf Essen und Trinken wurde nicht gewährt. Das war internationaler Brauch. „Poor credit is dead“ (Der Kredit ist tot) stand über dem Schanztisch eines englischen Wirtes zu lesen, und in Rom, in einer Osteria, fand sich unter dem Bild eines Krähenden

Sahnes folgende Unterschrift: „Wenn der Gahn kräht, gebe ich meinen Wein auf Borg“.

Aber lassen wir Erasmus zu Ende erzählen: „Möchte einer zu Bett gehen, nach dem Essen, weil er sehr müde ist, so heißt es, du mußt warten, bis die ganze Gesellschaft sich hinlegt. Dann wird jedem sein Bett zugewiesen, aber außer diesem Bett gibt es nichts.“ — Erasmus vermietet ein „Faulbettlein, einen Wirtstisch usw. Meistens schlafen alle zusammen in einer Stube, eine Trennung der Gesellschaft kennt man nicht. Die Latzen sind zuletzt vor sechs Monaten gewaschen, bemerkt der kritische Erasmus — und der Graf von Gleichen läßt sich über dieses Thema seinem Sohn gegenüber folgendermaßen aus:

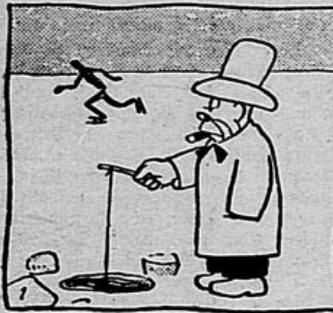
„Legst du dich an einem fremden Ort zu Bett, so sollst du an den Leintüchern zu Häupten und zu Füßen ein Eckschür machen. Wenn es steif bleibt, ist es ein Zeichen dafür, daß die Tücher rein sind. Sind sie es nicht, so sollst du die Hofen anbehalten, denn in solchen Betten kann man die Pestilenz bekommen.“ — Hätte Erasmus, der scharfe und gut beobachtende Kritiker, 400 Jahre später gelebt, so wäre sein Urteil über das „Hotelleben“ anders ausgefallen. Aus der gleichen Herberge, in der er damals übernachtet hat, ist ein stattliches Haus geworden, groß wie eine Burg, geräumig wie ein Schloß mit steilem Dach und schönem Giebel. Betritt man das stattliche Schloß, so fällt der Blick auf riesige Scheunen und Stallungen. In der großen Gaststube steht ein schöner Kachelofen, an den Wänden hängen prachtvolle Kupferstücke und die grünen und bunten Buntenscheiben glänzen im Sonnenschein. Blaugeschnitzte Throntische und bequeme Armstühle, mit braunem Leder überzogen, laden den Gast zum Verweilen ein. Mäde wirttschaften in dem weiträumigen Haus, betreiben den Fremden und führen ihn in die freundlichen und sauber ausgestatteten Zimmer. Draußen aber, am Tor, halten mächtige schmiedeeiserne Arme das Wirtshauschild, auf dem in schönen Buchstaben gemalt zu lesen steht: „Herberge zum Erasmus“.

Gaststätten in Paris

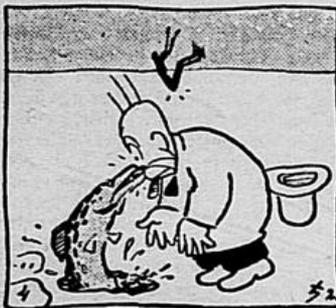
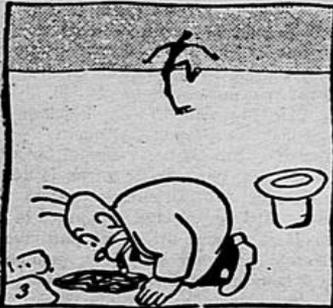
Trotz der Berühmtheit der französischen Küche und der Fülle der Pariser Gaststätten ist es für den wenig begüterten Fremden nicht leicht, einen geeigneten Mittagstisch zu finden. Die Preise sind sehr verschieden. Während man in Vorstadtlokalen schon ein Menü — oft mit Wein — für 6 bis 7 Francs bekommt (ein Franc = ungefähr K₁₀ 1.30), kann der Uneingeweihte im Zentrum 12 bis 15 Francs ohne Getränke bezahlen. Serviette und Brot werden extra berechnet. Manchmal sogar mit 6 Francs. Da eine Suppe allein schon mit 3 Francs berechnet wird und eine Tagesplatte 6 bis 7 Francs kostet, verläßt man mit leeren Taschen und wenig gefülltem Magen das Restaurant.

Der Kundige verzichtet auf eine Speisekarte mit schön klingenden Gerichten und sucht einen kleineren Mittagstisch in der Vorstadt auf, wo auch der Pariser Arbeiter seine Hauptmahlzeit einnimmt, denn am Essen pflegt er weit weniger als an der Wohnung zu sparen. — Zwei besonders interessante Gaststätten billiger Art lernte ich im Studentenviertel „Quartier Latin“ kennen: Ein chinesisches und ein russisches Restaurant.

Im chinesischen Restaurant: Wir betreten einen großen, hellen Eßraum mit kleinen Tischen. Jeder Tisch ist mit einem Papiertisch Tuch bedeckt. Der Kellner bringt einen Eßnapf — nach Wunsch Beifische oder Stücken — und



Copyright P. L. B. Box 6 Copenhagen



Er beißt an!

die französisch und chinesisch geschriebene Speisekarte. Auf den Tisch stellt der Kellner eine große Schüssel mit Reis und eine Kanne Tee ohne Zucker, aber von besonderer Güte. Dann folgen mehrere Schüsseln mit geheimnisvollem Inhalt, die sich als eine wohlschmeckende Kräuterzuppe, eine Speise aus feingeschnittenen Fischen und Krabben und eine Pilzsoß mit winzigen Fleischstücken erweisen. Man ißt aus einem Napf von Porzellan, den man zuerst mit Reis füllt, auf den dann die anderen Speisen kommen. Trotz der Zerlichkeit des Porzellans und der Gerichte wird selbst der starke Esser dort genügende Mengen finden. Und dies alles zum niedrigsten Preise. Dabei kann der Europäer noch die besondere Geschicklichkeit bewundern, mit der die chinesischen Gäste mit ihren Ladstücken hantieren.

Beim russischen Mittagstisch: Ein altes emigriertes Ehepaar mietete sich einen Laden mit Hinterzimmer und Küche. Im Laden führt der Mann ein Delikatessengeschäft. Er besorgt jeden Morgen den Einkauf der Lebensmittel, die zwei Frauen in der winzigen Küche zubereiten. Im kleinen Speisezimmer, das von früh bis abends gefüllt ist, befindet sich noch eine Wärmevorrichtung. Durch eine vorbildliche Organisation gelangt es den drei Inhabern und der Gehilfin, dem Bursche jedes Gastes nachzukommen. Es ist ein Lokal für jene Leute, die das übliche Gasthofessen nicht vertragen. Hier wird alles wie zu Hause zubereitet. Zum Nachtisch gibt es besondere leckere kleine Käse oder Apfelsuchen und auf Wunsch ein Gelee mit russischer Sahne. Einige der besonders gut zubereiteten Speisen werden kalt im Laden verkauft.

Zuletzt seien noch mit Dankbarkeit die zahlreichen Büffets erwähnt, wo man im Stehen für nur 40 Centimes (52 Heller) ein Glas Raffer mit Zucker bekommt.

Paris kann für den Fremden recht teuer sein, bietet aber — sobald man es etwas kennengelernt hat — weit billigere Gaststätten als die meisten anderen Städte.

Ah so!

Von Ernst Machek

Ich gehöre zu jenen Menschen, deren unumstrittenes Verdienst es ist, durch Ausübung ihrer Berufstätigkeit zu den Umsätzen der Postwerkzeugenverschleiß sowie der Papier-, Bleistift- und Farbbandfabriken wesentlich beizutragen. Das heißt, ich bin Schriftsteller. Man gesteht das heutigentags nur ungern ein, denn die Leute haben so ihre Meinungen. Erst unlängst konnte ich das wieder erfahren. Vor meiner Wohnungstür standen zwei weibliche Hausparteien und tauschen Klugheiten aus. Da auch für einen Schriftsteller Klugheiten von Wichtigkeit sind, hörte ich mir den Austausch durch die Tür hindurch an. Da — als dürfte mein Körper ein Fluidum ausgestrahlt und ihre Gedanken mit einem Male zur Notation um meine Person gebracht haben — fragte unermittelt die eine die andere:

„Sagen's, was ist denn eigentlich der Herr Machek?“

„No, a Schriftsteller“, sagte die andere, worauf die eine mit der Ueberlegenheit der Wissenden konstatierte:

„Ah so, a Arbeitslofer!“

Vor ein paar Jahren erschien eine Novelle von mir. Ein kleines, liebliches Büchlein. Wie man das so macht, verteilte ich einige Exemplare unter Freunden und guten Bekannten. Kürzlich kam nun eine gute Bekannte (sie wohnt im gleichen Stockwerk wie ich, zweite Tür rechts) und brachte mir zwei kleine, liebliche Büchlein.

„Ach hab' heut' einmal gründlich gemacht“, meinte sie, „und da hab' ich die zwei Büchlein gefunden. Schann's Ihnen's an, und wenn's nix wert sind, schmeißen's es halt weg.“

Das eine Büchlein war Don Carlos (Reclams Universal-Bibliothek Nr. 35), das andere — meine Novelle.

Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Teplice-Schönnau

Wir bringen heute drei weitere Mottoaufgaben.

SCHACHAUFGABE Nr. 318.

Motto „Atus an die Front!“ (Original.)

Schwarz: Kd5, Dc2, Ld3, Bc5, g5, g7. (6)



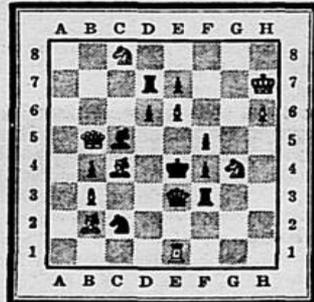
Weiß: Kc7, Dh7, Te4, Lf2, Se5, Bg4. (6)

Matt in zwei Zügen!

SCHACHAUFGABE Nr. 319.

Motto „Nicht schön.“ (Original.)

Schwarz: Ke4, De3, Td7, f3, Lc5, Sc2, Bb4, d6, e7, f4, f5. (11)



Weiß: Kh7, Db5, Te1, Lb2, c4, Sc8, g4, Bb8, e6, h6. (10)

Matt in zwei Zügen!

SCHACHAUFGABE Nr. 320.

Motto „Schachfreund.“ (Original.)

Schwarz: Ke7, Tb7, c7, Lf8, Sc8, h7, Ba6, a7, b5, c6. (10)



Weiß: Kc5, De5, Ta8, h8, La5, h5, Sf7, Bb4, c6, g5. (10)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind zu diesen Aufgaben samt den Bewertungen bis längstens 28. Feber an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Zur Mottoaufgabe Nr. 315 „Leichtsin“ wird die Einsendefrist der Bewertungen und Lösungen bis 31. Jänner verlängert.